

Zeitschrift: Zoom-Filmberater
Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein
Band: 25 (1973)
Heft: 21
Rubrik: TV/Radio-kritisch

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Montag, 19. November

20.20 Uhr, DSF

 Eisenwischer

Fernsehspiel nach dem Stück von Heinrich Henkel. – Zwei «Eisenwischer» – Anstreicher, die auf das Lackieren von Eisen- und Metallteilen spezialisiert sind – machen sich eines Tages daran, das unendlich weitläufige unterirdische Röhrensystem eines Industriewerkes neu anzustreichen. Beide beurteilen Sinn und Wert ihrer Arbeit sehr verschieden und werkeln vor sich hin, der eine routiniert und munter, der andere eher missmutig. Sie streiten sich, vertragen sich wieder, streiten sich erneut – und erleben am Ende eine seltsame Euphorie, die sie mit kindlichem Vergnügen genießen. Die Ursache dafür ist weniger erheiternd: Infolge eines Ventilatorenschadens sind die Farbdämpfe zu langsam abgezogen.

21.15 Uhr, ZDF

 Poor Cow

(Poor Cow – geküsst und geschlagen)

Spielfilm von Kenneth Loach (Großbritannien 1967), mit Carol White, Terence Stamp, John Bindon. – Junge Frau gerät in den Londoner Slums immer wieder an den falschen Mann und sinkt bei ihren vergeblichen Versuchen, ein bisschen Glück zu erhaschen, immer tiefer, um sich schliesslich doch zu einer wenigstens ansatzweisen Erkenntnis ihrer Lage durchzuringen. Von Kenneth Loach, dem Autor von «Kes» und «Family Life», mit nüchternem gesellschaftskritischem Realismus inszenierter

Film, zu dem jedoch die üppige Farbphotographie nicht recht passen will.

22.50 Uhr, ARD

 Die bitteren Tränen der Petra von Kant

Spielfilm von Rainer Werner Fassbinder (BRD 1972), mit Margit Carstensen, Hanna Schygulla, Irm Hermann. – Die Geschichte des falsch angelegten Emanzipationsversuchs einer Modezeichnerin. Ohne Bewusstheit, auf die Stilisierung des eigenen Ich konzentriert, geprägt von enttäuschenden Erfahrungen mit Männern, nimmt sie von einer neuen Liebe Besitz und wird, aus eigener Schuld, wieder enttäuscht. Ein virtuos und intensiv inszeniertes Melodram und Kammerspiel.

Mittwoch, 21. November

17.30 Uhr, ARD

 Shenandoah

(Der Mann vom grossen Fluss)

Spielfilm von Andrew V. McLaglen (USA 1965), mit James Stewart, Rosemary Forsyth, Doug McClure. – Die Geschichte eines alternden Farmers in Virginia, der mit seiner Familie in den Wirren des Sezessionskrieges hart geprüft wird. Durch den Einbruch der Kriegsfolgen in die Idylle hält der Film den Zuschauer zum Nachdenken über die in der Darstellung einer beispielhaften familiären Zusammengehörigkeit angesichts des Krieges aufgeworfenen Fragestellung an.

TV/RADIO-KRITISCH

«Bild» der Alpen für Europa

Das Schweizer Fernsehen hat die Alpen «entdeckt», und zwar nicht nur für die Schweiz, sondern für Europa. Sieben Fernsehgesellschaften machten sich auf, um zu zeigen, welchen wesentlichen Beitrag jedes beteiligte Land (Großbritannien, Belgien, Italien, Frankreich, Schweiz, Österreich, Bundesrepublik Deutschland) an eine europäische Kulturepoche geleistet hat. Die Anregung kam im Frühjahr 1970 vom Britischen Fernsehen (BBC), und nach beträchtlichem administrativem und schöpferischem Einsatz dürfen wir jetzt die Produkte der europäischen «Fernseh-Sieben» begutachten. Es war nicht nur die hehre Europa-Idee, welche die Anstalten zur internationalen Koproduktion veranlasste. Gerade für das Schweizer Fernsehen



Entdeckung der Alpen: Wohnsilos in St. Moritz

spielten auch handfeste finanzielle Überlegungen mit. Jede Anstalt produzierte nämlich seinen Beitrag mit eigenen Mitteln, trat ihn an die andern Beteiligten ab und erhielt dafür deren Beiträge frei Haus. Für knapp 100 000 Franken an direkten Kosten plus die (relativ bescheidenen) Kopiergebühren hat somit die SRG auf einen Schlag eine ganze Sendereihe mit sieben Beiträgen gefüllt. Vier wurden schon ausgestrahlt. Als nächstes steht die Schweizer Produktion auf dem Programm (Montag, 12. November, 20.20 Uhr).

Verantwortlich für die einheimische Idee zeichnet Dr. Eduard Stäuble, Leiter Abteilung Kultur und Wissenschaft im Deutschschweizer Fernsehen. Warum gerade die Alpen? Die Schweiz habe kaum, so heisst es, eine europäische Kulturepoche entscheidend mitbestimmt, sondern sich meistens mit helvetischer Verspätung aufnehmend und adaptierend verhalten. Nun habe aber die Auseinandersetzung des europäischen Menschen mit den Alpen eine wichtige Rolle in der europäischen Geistesgeschichte gespielt. Von Rousseau über Haller, der wissenschaftlichen, alpinistischen und touristischen Eroberung bis zur zeitgenössischen Bedrohung und sogar Zerstörung der Alpen ist denn in dieser schweizerischen Fernsehbewältigung der Alpen für Europa die akustische und visuelle Rede.

Welches ist das «wahre» Bild der Alpen? Sind es die Diapositive, die der Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts, eingefangen durch die Linse eines Photoapparates, nach Hause trägt und abgeleuchtet auf die Leinwand projiziert? Mitnichten, wie Roy Oppenheim (Buch und Regie) im kritisch-beschwingten Ergebnis seiner Arbeit aufzuzeigen versucht. Mit leiser Ironie horcht er die Alpentouristen aus und begleitet sie nach Hause, wo sie dann ihre Klischeeaufnahmen mehr oder weniger gelangweilten Bekannten vorführen: ein Lichtbilderabend, der selber schon zum fragwür-

digen Klischee entartet ist. Das Gegenstück zu den Postkartenbildern bieten die Flugaufnahmen über St. Moritz oder dem zersiedelten Gebiet Lenzerheide/Valbella. Zwischen diesen Polen wird versucht, die «Entdeckung der Alpen», die im 18. Jahrhundert eingesetzt hat, chronologisch darzustellen, in einem ständigen Hin und Her von Vergangenheit und Gegenwart also. Der Dokumentarfilm ist für ein breites Publikum gedacht. Diesem Umstand trägt der spielerische Wechsel von Dokumenten und Realaufnahmen Rechnung. So stiessen die Realisatoren auf den wohl ersten Alpenfilm (16 mm, aufgenommen mit handkurbelbetriebener Kamera) aus dem Jahre 1903, auf dem die Besteigung des Matterhorns durch eine schweizerisch-amerikanische Seilschaft festgehalten ist.

Was den Farbfilm unterhaltsam macht, ist darüber hinaus sein beschwingter Rhythmus, häufige Schnitte, der unaufdringliche Kommentar. Doch erweist sich gerade an diesen breitenwirksamen Qualitäten der Nachteil: Die kulturellen Hintergründe und die zeitgenössischen Probleme bleiben notgedrungen an der Oberfläche. In 50 Minuten lässt sich vieles, aber längst nicht alles sagen. Auch bleibt fraglich, ob der anvisierte Zuschauer, dem man nicht zu harte Kultur-Kost zumuten wollte, nicht durch die schnelle Abfolge von Bildern, Szenen, historischen Rückblenden und Textzitate verschiedenster Herkunft überfordert ist, zumal das Verhältnis von Ton und Musik in der an einer Pressekonferenz vorgeführten Fassung nicht als ausgewogen bezeichnet werden kann. Die Musik (beispielsweise jene von Gustav Mahler) überrollt stellenweise Bild und Text. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, denn Mahlers Tonwelt ist zu eigenständig, als dass sie ungestraft als «Bühnenmusik» verheizt werden darf. Bemerkenswert, weil allgemein zu wenig gepflegt, scheint mir der Einbezug von bildlicher Alpendarstellung zu sein. Nachdem die Farbe im Fernsehen fast zur Tagesordnung geworden ist, müsste seine ikonographische Potenz vermehrt genutzt werden. Roy Oppenheim verwertete die auf der Hand liegenden Möglichkeiten geschickt und vergass dabei auch die Entwicklung der kartographischen Alpendarstellungen nicht.

Sepp Burri

Die Frau – das unbekannte Wesen

Zum Fernseh-Essay «Krieg der Geschlechter» (ARD) und zur Deutschschweizer Eigenproduktion «5 Frauen».

Männer sind Menschen, Weiber sind Quasi-Menschen. Diese Maxime, unerschütterlich seit es das Abendland gibt, besser, seit es das Patriarchat gibt, ist der fundamentale Background christlicher Ethik, christlicher «Geschlechtertrennung». Mit Paulus, dem Leibeshasser, setzt die Diffamierung der Frau ein (die es freilich auch in anderen Religionen gibt) und wird durch prominente Kirchenlehrer mit ihrer Propagierung der Askese und der Selbstkasteiung zur Ideologie. Der Frau, diesem «bösen Thier», das man nur «gefühllos lieben» sollte und die nicht selten mit der Sau verglichen wurde (Witwen, die wieder heiraten wollten, bedachte man mit den Worten: «Die Sau wälzt sich nach der Schwemme wieder im Kot.»), der Frau wurde mit den Hexenverbrennungen endgültig das Rückgrat des Selbstbewusstseins gebrochen. Kein Wunder also, dass von der Adam-und-Eva-Legende über die Märchen bis zu den Geschichten, Filmen, Illustrierten und der Arbeitsteilung der Gegenwart, die Frau als biologisch, psychisch und intellektuell «einseitig» und «minderwertig» angesehen wird. Es ist «gottgewollt»; man verfertigte sie nicht umsonst aus der männlichen Rippe.

Der Fernseh-Journalist Wilhelm Bittdorf machte über den jahrtausendealten «Krieg der Geschlechter» einen dreiteiligen Fernseh-Essay, der Ursache und Wirkung dieses Dilemmas aufzuzeichnen versuchte, und kürzlich im Ersten Deutschen Programm ausgestrahlt wurde. So wuchtig und umfangreich, so vielseitig und direkt

die Bildbeispiele auch gewesen sein mögen, das Problem mit ihren gesellschaftlichen und historischen Gründen wurde nicht erhellt, sondern bildreich verdeckt. Da wurden die griechischen Tragödiendichter als Frauenfeinde hingestellt (was nicht stimmt), griechischer und christlicher Mythos vereint (obwohl die Griechen das Böse nicht kannten), die Politik Hitlers als Sex-Politik ausgegeben und im Bild sofort belegt (stramme Marschkolonnen mit erigierten Armen, Panzer mit steil aufgerichteten Kanonenrohren und hüpfende BDM-Mädchen usw.). Die Dialoge klärten da auch nichts, so adrett und säuberlich demokratisch nebeneinander Mann und Frau auch saßen und wie Schulkinder ihre auswendig gelernten Kommentare von sich gaben, nichts tat weh, nichts rüttelte auf, es plätscherte so dahin, von Dialektik scheint Bittdorf nichts zu halten.

Hier wurden wie im Würfelbecher alle modischen Klischees der «Womens-Lib»-Bewegung und der Linken durcheinandergeworfen und eine Sintflut von vereinzelt, ihres Sinnes beraubten «Bildungswerte» und «Wissensbruchstücke» ausgebreitet. Das Bild wurde im wahrsten Sinne des Wortes entwertet, zurück blieb modischer Jargon. Die Zitationstechnik (und hauptsächlich aus ihr bestand der Film) bewies ihre Fragwürdigkeit und Gefährlichkeit: Wurde eine Behauptung aufgestellt, so folgte sofort als Beweis ein Bild (das Bild als schlichter Beleg, als ob das allein schon genüge); doch die waren keine, durch Kontext interpretierte Übernahmen von Formulierungen, die wegen ihrer gedanklichen oder sprachlichen Qualität Definitionen verbessern helfen, sondern eine indirekte Verweismethode, die sich, eben wegen ihrer Bezüglichkeit, nicht nachprüfbar Autorität zulegte. Die schier unbegrenzte Kombination im Bittdorfschen Zitatologischen gab seinem Krieg das Flair der grossen weiten Geisteswelt. Sein Jargon der prompten, optischen Belege bestimmter verbaler Behauptungen wurde zum schmeichelnd-gefälligen «Polit-Boutiquen-Angebot», das jedem etwas bot, der schon immer – aus der BILD-Perspektive – Geschichte zu betrachten und interpretieren pflegt.

Bilder, wie SS-Männer mit «erigierten» Armen, müssen ja noch kein Beweis für Hitlers Sex-Politik sein; aber solche «Modebildmuster» sind «zuverlässig» und «glaubwürdig» und entlasten von der Neuanstrengung des Bedenkens. Man wurde das Gefühl nicht los, dass Bittdorf sich im Grunde mit niemandem ernsthaft «streiten» wollte. Es ging nicht um Kontroverse und Konfrontation, sondern um ein gefälliges (manchmal auch aggressives) Ausbreiten aller negativen Erscheinungen. Weniger wäre mehr gewesen. Einen totalen Verriss freilich hat Bittdorf nicht verdient, hat er doch immerhin den Mut, mit Elan und Deutlichkeit das Patriarchat bis in unsere Gegenwart als zumindest mitschuldig anzuprangern, auch wenn freilich damit noch kein Beweis erbracht ist, dass die Geschichte besser, humaner verlaufen wäre, wenn der Mann auf seine als Privilegien interpretierten Zwangshandlungen verzichtet hätte.

Durchaus von ähnlicher Problematik war die Deutschschweizer Eigenproduktion «5 Frauen» von Lys Wiedmer, die in der Woche des «Geschlechterkriegs» ausgestrahlt wurde. Der Unterschied freilich war krass: Wo Bittdorf sein Wissen auffahren lässt wie ein Hors d'œuvre in einem Luxushotel, da bewegen die Schweizer ihr Emanzipationsproblem mit einer doppelt und dreifach hydraulisch gelagerten Handlung fort. Mit hölzerner Jungfräulichkeit werden da fünf Frauentypen (als kämen sie vom Mars), empfindlichen Pflanzen gleich, in einen Betrieb gesetzt, besser umgetopft, damit sie dort mal «menschliche Frauenprobleme» mimen sollen. Ihr Spiel und das Schreibbüro im Betrieb (in dem das Ganze spielt) werden unversehens zum Potemkinschen Dorf; denn wenn zum Beispiel die Sensible sagt: «Bei diesem Lärm kann man ja nicht arbeiten», dann spitzt man die Ohren und fragt sich, welchen Lärm sie denn eigentlich meint. Die Kamera ist auch nicht zurückhaltend oder klärend, sie fährt (wenn nicht unmotiviert) mit Zeigefingerhaltung auf die jeweils Agierende, um ihre soziale Rolle noch einmal vor Augen zu führen. Da gibt es also fünf Frauen, die bestimmte Typen darstellen sollen und zu Rivalinnen werden, als bekannt wird, dass eine von ihnen Chef des Schreibbüros werden soll.

Die Jüngste ist der Lehrling: nicht zimperlich, in verwaschenen Jeans, mit leichtem «Hippie-Image»; sie versteht sich mit der ältesten, einer Witwe, am besten, klar: Enkel mögen die Grossmütter immer besser als die Eltern. Dann ist da noch eine Verheiratete (zwei Kinder), die sehr pragmatisch ist, eine Geschiedene, die sensibel ist und kein Vertrauen mehr hat (zu den Männern), und die junge Unverheiratete, die – selbstverständlich – ein Verhältnis mit dem neuen Chef hat, der aussieht, als wäre er einer «Birkin»-Werbung entsprungen. Sie ist flott, unkompliziert und versteht selbstredend etwas vom Schminken.

Nach fünf Minuten weiss man, was einem hier zugemutet wird: eine Anhäufung von peinlichen Klischees. Man erfährt weder etwas über einen Betrieb, noch über die Probleme von Sekretärinnen in einem solchen, man sieht nur, was Vorurteile längst eingehämmert haben, was der neckisch-dynamische Chef («Frischwärts») einmal laut aussprechen darf: «Frauen sind Hühner.» Was die weiblichen Marionetten hier schmierig-schleimig vorspielen, ist nichts als billiges Boulevardtheater mit einer schlimm reaktionären Haltung. Der Zuschauer muss sich hier vorkommen wie das Baby, dessen Kopf nach der Entbindung vom Arzt ein bisschen abgeplättet wurde. Bloss nichts wagen, einen Schritt vor, aber gleich zwei Schritte wieder zurück, ja nicht zu gewagt über Frauenemanzipation diskutieren, das verschreckt nur die Zuschauer. Dass eine Frau diesen Stiefel zusammengeschustert hat, ist schlimm genug, dass aber die Regie es nicht einmal wagte, Frauen im Betrieb tatsächlich zu zeigen, grenzt an Zynismus. Hinter der vorgehaltenen Hand grinsend, sagt der Film nur eines: Schuster bleib bei deinem Leisten; wenn du ihn verlässt, dann wird es dir wie den Männern ergehen, die vom Stress gepackt sind, aber diesen besser, mit männlicher Bravour, bestehen.

Wolfram Knorr

Fehlender Mut zur Stille oder Die Trompeten von Jericho

Plädoyer für die Pause bei Radio DRS

Radio DRS sendet pausenlos. Zumindest wenn gesendet wird. Nachts, so zwischen ein Uhr früh und sechs Uhr null fünf, fällt der Landessender in den tiefen Schlaf des Gerechten und spart fünf Stunden lang konjunkturgerecht. Das ist gut so. Nicht nur, weil der Schweizer in diesen Stunden auf der Matratze Energie für den neuen Tag zu schöpfen hat, sondern auch, weil die paar seltenen Nachtvögel die Gelegenheit erhalten, über Mittelwelle zu hören, wie der algerische Sender ohne die störenden Hintergrundgeräusche von Beromünster tönt. Pausen gibt es des öftern auch nachmittags. Dann nämlich, wenn die PTT eine ihrer ungezählten Leitungsmessungen über irgend einen Kanal vornimmt. Echte Pausen sind dies allerdings nicht. Vielmehr erinnert der schrille Pfeifton daran, dass Radio nicht bloss aus Sprache und Musik, sondern auch aus Geräuschen besteht.

Doch nicht von diesen grossen Pausen soll hier die Rede sein, sondern von den kleinen; von jenen während der regulären Sendezeit. Denn neben Sprache, Musik und Geräuschen besteht Radio auch noch aus Pausen. Sie haben eine wichtige dramaturgische Funktion, und ihr richtiger Einsatz ist demnach eine Kunst. Bei Radio DRS nun glaubt man, auf diese Kunst verzichten zu können. Die Pause wurde flugs aus dem Programm verbannt. Dadurch wurde das Radio ärmer. Es gibt keine Pausen mehr, die einen Augenblick der Besinnung provozieren, keine mehr, die einen Augenblick des Verweilens ermöglichen, keine mehr, die ein kurzes Aussteigen erlauben. Die Pausen sind tot. Ich traure um sie.

Es ist begreiflich, dass im Zeitalter der Rationalisierung auch die Zeit genutzt werden will. Die Programmacher haben darin eine ungeahnte Meisterschaft entwickelt. Wenn immer sie zwischen den Mitteilungen und den Nachrichten noch zwanzig ungenützte Sekunden finden, jagen sie eine Platte auf den Teller oder setzen ein

Tonband in Betrieb. Die Funkstille wurde aus den Rundfunkhäusern verbannt. Mehr als das: Nicht etwa liebliche Pausenzeichen-Spieldosenmusik oder schmeichelnder Harfenklang erklingen zur Überbrückung der ärgerlichen Pause, sondern es schmettern zumeist die Trompeten von Jericho. Ungeheure Mengen von Dezibel lassen Mauern vibrieren, verängstigte Kinder beginnen zu weinen, Hausväter lassen den Suppenlöffel fallen und eilen hastig zum Lautstärke-Reglierknopf. Dass die nachfolgenden Nachrichten dann nur noch als ferner Flüsterton wahrnehmbar sind, gehört offenbar zur gottgewollten Tücke des Objektes; denn die Techniker versichern uns immer und immer wieder, dass eine vernünftige Abstimmung der Lautstärke von Sprache und Musik nicht im Bereich der technischen Möglichkeiten liege. Wie der Südwestfunk, France Inter und das Österreichische Radio es dennoch zustande bringen, dass der geplagte Zuhörer nicht ständig zum Radio rasen muss, um die Lautstärke zu reglieren, ist offensichtlich ein unerfindliches Wunder und liegt irgendwo jenseits von Gut und Böse.

Aber: Radio DRS hat für die Elimination seiner Pausen Argumente; gute nota bene. Wenn es nämlich im Äther einmal still ist, klingelt im Radio-Studio nach spätestens acht Sekunden das erste Telephon: «Fräulein, können Sie mir bitte sagen, ob mein Radioapparat oder der Landessender kaputt ist?» Nach weiteren fünf Sekunden ist die Studio-Telephonzentrale zusammengebrochen und kurze Zeit später ist es nicht mehr möglich, in der Stadt des diensttuenden Studios die Feuerwehr telephonisch zu alarmieren. Solchermassen geplagt, ist es nicht verwunderlich, wenn die verantwortlichen Redaktoren und Programmschaffenden mit dem Orchester Kurt Edelhagen in Vollbesetzung oder mit den lautesten Passagen aus den gesammelten Werken Richard Wagners und der Rolling Stones ihre ununterbrochene Präsenz unter Beweisstellen.

Und dennoch: Der gegenwärtige Zustand ist eine Folge der schlechten Gewöhnung. Ich plädiere dafür, dass Radio DRS die Pause wieder einführt und die Zuhörer daran gewöhnt werden. Nach kurzer Zeit werden sie wissen, dass die zwanzig Sekunden Stille zwischen Mitteilungen und Nachrichten nicht auf eine Panne zurückzuführen sind, sondern einem echten Bedürfnis nach einem Augenblick Ruhe entsprechen. Sie werden erkennen, dass es ehrlicher ist, im «Rendez-vous am Mittag» nach dem Kommentar zu einem Unglück oder einer Katastrophe dreissig Sekunden Stille zu senden, statt die verlogene Seelenschmetter-Melodie aus der Love-Story als kitschige Trauermusik zu spielen. Die Pause, das momentane Abschalten, der Black-out und das provozierende, kurze Schweigen sind gestalterische Elemente des Radioschaffens, deren Wert wieder gefunden werden muss. Ich wünsche dem Radio viel Mut zur Stille.

Urs Jaeggi

BERICHTE/KOMMENTARE/NOTIZEN

Demokratisierung durch Wahlfarcen?

Zur Ernennung von Dr. Gerd H. Padel zum Regionaldirektor von Radio und Fernsehen DRS

An einer ausserordentlichen Delegiertenversammlung der Radio- und Fernsehgesellschaft der deutschen und rätoromanischen Schweiz (DRS) in Olten wurde einer durch die SRG-Reorganisation bedingten Teilrevision der Statuten zugestimmt und damit die Voraussetzung für die im Rahmen der Reorganisation vorgesehenen personellen Neubesetzungen geschaffen. Den Delegierten wurde mitgeteilt, dass der